

HARTMUT BÖHME & BEATE SLOMINSKI (Hg.)

Das Orale

HARTMUT BÖHME & BEATE SLOMINSKI (Hg.)

Das Orale

Die Mundhöhle in Kulturgeschichte und Zahnmedizin

Wilhelm Fink

Widmung

Thomas Attin

Marius Babias

Uwe Blunck

Bodo Hoffmeister

Brigitta Mayer-Weirauch

Inhalt

- 8 Motto: DURS GRÜNBEIN
9 Intermezzo: *Der Zahn der Zeit*

Grundlagen zu einer Kultur- und Wissensgeschichte der Mundhöhle

- 11 HARTMUT BÖHME & BEATE SLOMINSKI *Einführung in die Mundhöhle*
31 Intermezzo: *Überfülle und Mangel*
33 JÜRGEN TRABANT *Von der Hand in den Mund? Über den Zusammenhang von oraler
Artikulation und Gebärde*
43 Intermezzo: *Vokalisierungsmaschine*
45 DOMINIK GROSS *Ein »neues« Thema mit langer Tradition: Ethik in der Zahnheilkunde*
53 Intermezzo: *Mundus vult decipi*
55 JÜRGEN WEITKAMP *Die ZahnMedizin*
59 Intermezzo: *Die Heiligen Apollonia und Margaretha*
61 HARTMUT BÖHME *Zur historischen Semantik der Zähne*
69 Intermezzo: *Das Martyrium der heiligen Apollonia*

Zur Psychodynamik der Mundhöhle

- 71 LILLI GAST *Gedanken zur Psychodynamik der Mundhöhle*
74 Intermezzo: *Tausend Zungen*
77 CLAUDIA BENTHIEN *Zwiespältige Zungen. Der Kampf um Lust und Macht im oralen Raum*
85 Intermezzo: *Ikonen der Zunge*
87 HARTMUT BÖHME & BEATE SLOMINSKI *Der performative Zungen-Kuss*
91 Intermezzo: *Der Quacksalber*
93 RALF VOLLMUTH *Die Angst des Zahnarztes vor dem Patienten. Eine Annäherung*
97 Intermezzo: *Drachenkämpfe*
99 HARTMUT BÖHME *Aggressive Oralität: Drachen, Monster und Menschen*
111 Intermezzo: *Die Hölle im Zahn*

Traum – Wahn – Tod

- 113 DURS GRÜNBEIN *Ballett der Zähne*
117 Intermezzo: *Die Perlen der Coelestina*
119 FRANK WOHL *Aus der Tiefe des Traumes: Zur Traumsymbolik von Zähnen*
123 Intermezzo: *Der stumme Mund* (Sven Schütze)
125 HARTMUT BÖHME *Zahn Macht Wahn* (Canetti, Rousset, Messerschmidt, Freud)
139 Intermezzo: *Vampire und kein Ende*
141 BARBARA RITZERT *Draculas falsche Zähne*

Zahnmedizin im kulturellen Kontext

- 143 Intermezzo: *Der Zahnbrecher in Meissen*
147 BERND KORDASS & MARTIN LOTZE *Aufbiss, Zähne und Gehirn*
157 Intermezzo: *Die kortikale Repräsentation*
159 MICHAEL J. NOACK *Die Kunst der Zahnerhaltung*
164 Intermezzo: *Tagebuch eines Zahnarztes* (Felix Hoffmann)
169 PETER PURUCKER *Der lockere Zahn*
171 Intermezzo: *Col tempo – mit der Zeit*
173 MARTIN J. HAUCK *Die Neuen Alten und die Zahnmedizin*
178 Intermezzo: *Der lange Marsch*
181 HENRIKE STAUDTE *Ernährungswissenschaftliche Grundlagen der Mundgesundheit*
185 Intermezzo: *Stilleben – Nature morte*
189 KLAUS MICHAEL MEYER-ABICH *Einverleibung – Eine nachhaltige Wirtschaft beginnt
zwischen den Zähnen*
196 Intermezzo: *Karikaturen*
199 ULRICH CLEWING *Vom Wartezimmer zur Club Lounge*

Bilder – Stimmen – Schriften

- 201 Intermezzo: *Der Zahnreißer*
203 JÜRGEN MÜLLER *Laokoon als Simulant. Gerrit van Honthorsts Der Zahnreißer in neuer Deutung*
219 Intermezzo: *Fetisch und Folter*
221 HARTMUT BÖHME *Ästhetik und Anästhetik des Mundraums*
235 Intermezzo: *Der schreiende Papst*
237 LORENZ AGGERMANN *Der offene Mund. Eine unergründliche Figuration des Oralen*
244 Intermezzo: *Lutschen*
247 ANNA-CATHARINA GEBBERS *Schlingen und Würgen im Werk von Christoph Schlingensief*
253 Intermezzo: *Mit dem Munde hören*

- 255 CHRISTOPHER DELL *Von sich geben – vers une phonétique négative*
 263 Intermezzo: *Memento mori – Pink Floyd in Pompeji*
 265 THOMAS STEINFELD »Be Careful with that Axe, Eugene«. *Exkurs über einen plombierten Backenzahn*
 269 Intermezzo: *The Shark Massacre*
 271 NIKOLAI VON ROSEN *Kunst den Mund, Madame*
 275 Intermezzo: *Der vernähte Mund*
 277 ULRIKE VEDDER *Kriegszeichen, Schmerzobjekt, Sammelnding: Zähne in der Literatur*
 285 Intermezzo: *Perlmund*
 287 MIRJAM WITTMANN *Der Goldzahn – von der Volkskultur zum Pop*
 290 Intermezzo: *Mut zur Lücke*
 293 LARS-OLAV BEIER *Alles blitzt – Zähne im Film*
 296 Intermezzo: *Werbung im Wettbewerb*
 299 WLADIMIR KAMINER *Wettbewerb*
 301 Intermezzo: *Die Saat der Zähne*
 303 LOTHAR MÜLLER *Die Zähne fressen das Orale. Marshall McLuhans Update des Kadmos-Mythos*
 307 HARTMUT BÖHME & BEATE SLOMINSKI *Zu guter Letzt: Schöne Geschichte(n)?*

Zeitgenössische Kunst

- 311 HARTMUT BÖHME *Das Orale in der zeitgenössischen Kunst*
- 318 John Bock
 320 Janet Cardiff & George Bures Miller
 322 Maria Eichhorn
 324 Lisa Junghanß
 326 Via Lewandowsky
 328 Jonathan Meese
 330 Olaf Metzel
 332 Olaf Nicolai
 334 Aura Rosenberg
 336 Thomas Scheibitz
 338 Thomas Schütte
 340 Andreas Slominski
 342 Erik Steinbrecher
- 345 Liste der Autoren und Künstler

Von der Hand in den Mund?

Über den Zusammenhang von oraler Artikulation und Gebärde

Nichts konstituiert den Menschen so sehr als Menschen wie das, was aus seinem Munde tönt, die Sprache. Insofern ist aus anthropologischer Sicht das Orale der zentrale Sitz des Menschseins. »Das, was in der Stimme ist«, »ta en te phone«, nennt Aristoteles die materiellen Sprachzeichen. *Phonai, voces*, also »Stimmen«, heißen bei den Griechen und Römern die Wörter. Wörter sind also etwas zweifellos dem Mund Entströmendes. Was umgekehrt durch den Mund in den Menschen hineingeht, ist ebenfalls einigermaßen menschlich, aber es definiert nicht das Menschsein des Menschen. So war die Zubereitung von Fleisch durch Feuer sicher eine fundamentale menschliche Erfindung (andere Primaten tun das nicht) und eine wichtige Bedingung für kulturelle Evolution (nicht von ungefähr raubt Prometheus den Göttern das Feuer, es ist die Bedingung aller Kultur), und die dadurch mögliche Einnahme gebratenen Fleisches über den menschlichen Mund war ein wichtiger Schritt in der Menschwerdung des Menschen. Dennoch wird der Mensch von Aristoteles nicht als »gebratenes Fleisch essendes Tier«, sondern als »Sprache habendes Tier« (*zoon logon echon*) definiert.

Das Orale, die sprachliche Lautproduktion, ist notwendig begleitet vom Hören; die Stimme braucht das Ohr, das Phonetische bildet eine Einheit mit dem Akroamatischen, und zwar in dreifacher Hinsicht: Erstens hört sich der orale Sprache erzeugende Mensch selbst; er muss sich selbst hören, wenn er es nicht kann, misslingt die Lautproduktion. Denn das oral Produzierte ist, zweitens, essentiell an den anderen gerichtet, der es hören (und verstehen) soll. Und drittens erheischt das Tönende und Gehörte eine orale Produktion des anderen und damit ein Hören des Sprechenden auf den anderen: Wort und Ant-Wort. Das Phonetische und das Akroamatische konstituieren das Ich und das Du.

Die orale Lautproduktion, die propriozeptiv das eigene Hören impliziert, auf das Hören des anderen gerichtet ist und sich in meinem Hören auf den anderen vollendet, konstituiert menschliche Gemeinschaft, *polis*, sie ist das Medium des Politischen. Die Sprachlichkeit des Menschen – *zoon logon echon* – ist aufs engste mit der anderen Menschen-Definition des Aristoteles verbunden: *zoon politikon*.

Natürlich können auch Menschen, die das Orale nicht hören und daher auch nichts Orales produzieren, eine der oralen Sprache äquivalente Sprache ausbilden. Als Menschen haben sie die angeborene Fähigkeit, Wörter und Sätze zu bilden, auch wenn diese nicht über das orale, phonetisch-auditive System realisiert werden können. Die Gebärdensprachen der Gehörlosen, also Kommunikationssysteme, die in visueller Modalität ablaufen, sind funktionsfähige Sprach-Systeme. Dennoch ist die Gebärdensprache ein den angeborenen Fähigkeiten des Menschen nicht ganz entsprechender Umweg. Die angeborenen Fähigkeiten zielen auf das Orale als den »eigentlichen« Ort der artikulierten Sprache. Diese Bemerkung sagt nichts Negatives über die Sprache der Gehörlosen, sondern drückt im Gegenteil Bewunderung über die fundamentale Artikulationsfähigkeit des Menschen aus, die sich sogar über ein gravierendes Hindernis hinwegsetzen und in einem anderen Medium Sprache bilden kann, und über die Leistung der Menschen, die diese Sprache sprechen.

Artikulation

Die orale sprachliche Lautproduktion wird, so merkwürdig das vielleicht klingen mag, in vielen sprachthematizierenden Diskursen zu wenig beachtet. Man gibt sich

oft mit einem generischen Hinweis auf die Vokalität der Sprache zufrieden, ohne die fundamental einzigartige Struktur der Lautsprache und die doppelte Eigenschaft von hoher Komplexität der Bewegungsabläufe und genialer Einfachheit zu würdigen. Dabei ist die menschliche Lautsprache ein wirkliches Wunder, dessen Struktur und Funktionieren wir einigermaßen gut beschreiben können, dessen Genese aber immer noch weitgehend ungeklärt bleibt. Den Bemerkungen über die Struktur der oralen Produktion der Sprache folgen daher hier Überlegungen zum Problem ihrer Evolution.

Darüber, warum die Oralität der Sprache und ihre besondere Struktur in den sprachthematisierenden Diskursen oft wenig berücksichtigt werden, kann ich nur Vermutungen anstellen. Mein Hauptverdacht ist, dass orale Sprache zu körperlich ist. Sie wird ja von Organen produziert, die primär gar nicht für die »höhere« Funktion der Symbolisierung bestimmt sind. Sie sitzt gleichsam parasitär auf »niedrigen« primären Funktionen auf: Die primären Funktionen der Organe, die die Sprache erzeugen, sind die Nahrungsaufnahme und die Atmung. Das ist nicht sehr vornehm, es ist extrem körperlich. Weil dann aber das Symbolische, das die Ess- und Atmungsorgane erzeugen, schon etwas Besonderes ist, erhöht man es zum »Geist« und schämt sich seiner niedrigen körperlichen Basis.¹ In diesem Sinne ist es bezeichnend, dass eine mächtige Glaubensrichtung der modernen Linguistik die – wenn auch biologisch gefasste – Sprachfähigkeit ins rein Geistige erhöht und als das eigentlich Definitivische der Sprache eine Eigenschaft betrachtet, die sie »Rekursivität« nennt. Dies ist eine bestimmte Art der Kombination sprachlicher Einheiten, eine rein formale Eigenschaft, die mit Oralität, also mit irgendwelchen Ess- oder Atmungsorganen, aber auch gar nichts zu tun hat, es ist eine angeborene hochgeistige Eigenschaft. Diese ist natürlich extrem vornehm. Die Geringschätzung des Körperlichen, die dem zugrunde liegt, erkennt man rasch an der Terminologie: Worüber ich hier spreche, die orale Sprache, heißt in dieser Sprachwissenschaft »äußere Sprache«, *external language* oder *e-language*, wobei das »Äußere« wie bei allen Geistesfreunden das Niedrigere ist. Eigentliche Sprache ist *internal language*, *i-language*, eben das, was im *mind* ist – einer körperlosen Instanz, die im Gehirn lokalisiert ist und dort mehr oder weniger wie ein Computer funktioniert. Dieser hohen geistigen Sprache ist das Orale nur kontingent, als Äußeres, verbunden.

Wir werfen dennoch einen Blick auf das von Atmungs- und Nahrungsaufnahme-Organen produzierte, körperliche orale Geschehen, weil wir gerade in diesem das Wesen der Sprache vermuten. Die Stimme ist ein von den Atmungsorganen erzeugter nach außen gerichteter Luftstrom, der durch ein Zusammenspiel bestimmter Teile des Mund- und Rachenraums jene Bewegungen produziert, die wir »Sprachlaute« (Phone, Phoneme) nennen. Der aus der Lunge hervorgepresste Luftstrom muss den Kehlkopf passieren, wo er die Stimmlippen in Schwingung versetzt (oder auch nicht). Der Luftstrom kann entweder frei dem Mund entströmen, oder er wird durch einen Verschluss oder eine Verengung des Mundraums behindert. Gibt es kein Hindernis für den Luftstrom im oralen Raum, produzieren wir Vokale. Diese werden durch weitere Bewegungen der Zunge, der Lippen oder des Zäpfchens »gefärbt«. Öffne ich den Mund weit bei flacher Zunge, ergibt sich ein [a]. Runde ich meine Lippen, produziere ich ein [o], senke ich dabei das Zäpfchen, so dass die Luft auch durch den Nasenraum strömen kann, ergibt sich ein nasales [õ]. Wenn ich unter Beibehaltung der Lippenrundung die Zunge etwas weiter hinten gegen den Gaumen wölbe, habe ich ein [ö], ohne Lippenrundung ein [e]. Konsonanten entstehen, wenn der Luftstrom im Mund-Raum durch ein Hindernis aufgehalten wird. Ich kann dabei entweder einen kompletten Verschluss des Mundraums produzieren, z. B. indem ich die Zunge an die Alveolen hinter den Zähnen presse [t], oder der Luftstrom kann eine Friktion erzeugen, wenn die Zunge etwas Luft zwischen den Zähnen oder Alveolen durchlässt [s]. Diese Verschlüsse oder Friktionen finden an verschiedenen Stellen statt, z. B. durch die Annäherung der Lippen [p], der Zungenspitze an die Zähne [t], des Zungenrückens an den harten Gaumen [k]. Während bei den Vokalen die Stimmbänder immer beteiligt sind, kann ich bei konsonantischen Lauten die Stimmbänder beteiligen oder nicht, das unterscheidet stimmhafte von stimmlosen Konsonanten: [z] (das stimmhafte s) mit Beteiligung der Stimmbänder, [s] ohne.

Diese Bemerkungen über die Produktion von Sprachlauten sind natürlich keine professionelle und systematische Einführung in die Phonetik, aber sie machen doch einigermaßen klar, was im Mund geschieht, wenn wir sprechen: Mit unglaublicher Geschwindigkeit und Präzision führen wir höchst komplexe Bewegungen im Mundraum (und den benachbarten Nasen- und

Rachenräumen) aus, um verschiedene Laute zu erzeugen: *ta en te phone*. Diese Bewegungen werden von den Sprechern im Laufe ihrer sprachlichen Sozialisation als ganz bestimmte wiederholbare Bewegungen, als Bewegungs-Typen oder Bewegungs-Schemata, gelernt. Die Sprecher versuchen, die von ihnen in der Rede der anderen als Laut-Typen (Phoneme) erkannten Bewegungen zu realisieren. So bemüht sich etwa ein Deutsch-Sprecher, durch die Berührung der Alveolen mit der Zungenspitze bei gleichzeitiger Vibration der Stimmbänder ein Exemplar des Laut-Typs /d/ zu erzeugen. Der Ort dieser Begegnung zwischen den unteren und den oberen Teilen des Mundes gibt den entsprechenden Lauten ihren phonetischen Namen: Das /d/ ist ein »Dental«, ein Zahn-Laut. Diese Laut-Typen sind von Sprache zu Sprache verschieden, auch wenn einige von ihnen sich in sehr vielen Sprachen finden, z. B. /t/ im Deutschen, Französischen, Italienischen, Japanischen. Dennoch unterscheiden sich ein deutsches und ein französisches /t/ auf so charakteristische Weise, dass man etwa am deutsch ausgesprochenen /t/ gleich den französisch-sprechenden Deutschen erkennt. Die Zahl der Phoneme differiert von Sprache zu Sprache. Es ist aber eine relativ begrenzte Zahl: Menschliche Sprachen haben ungefähr zwischen 10 und 80 Phonemen. Das meinte ich, als ich sagte, die orale sprachliche Lautproduktion sei einfach und komplex zugleich: Die Bewegungen zur Erzeugung der Sprachlaute sind zwar hochkomplexe Vorgänge (deren Komplexität hier nur angedeutet wurde), gleichzeitig handelt es sich aber um eine überschaubare Zahl solcher phonetischen Handlungs-Schemata, also um eine numerisch einfache Technik.

Das zweite Wunder dieser Lautproduktion ist nun, dass diese wenigen, aber komplexen Bewegungen mit unglaublicher Geschwindigkeit zu »Wörtern«, also Lautsequenzen kombiniert werden (die dann »Bedeutung« haben, das ist der Zweck ihrer Kombination). Diese Kombinationen unterliegen bestimmten, von Sprache zu Sprache verschiedenen Regeln: Nicht alle Kombinationen sind möglich, und nicht alle möglichen Kombinationen werden realisiert. Möglich ist im Deutschen zum Beispiel Folgendes: Ich schließe den Luftstrom mit meiner Zunge an den Alveolen (ohne Beteiligung der Stimmbänder), öffne meinen Mund weit mit flacher Zunge, verschließe erneut den Luftstrom durch die Annäherung meiner Zunge an den harten Gaumen, die so entstandene Sequenz ist [tak] (Tag). Ich kann die

drei Laut-Bewegungen aber auch anders kombinieren, z. B. zu [akt]. Prinzipiell könnte ich auch die Sequenzen [kta], [tka], [atk] oder [kat] erzeugen. Nur wären die ersten drei Kombinationen keine im Deutschen möglichen Wörter (kein deutsches Wort beginnt mit kt- oder tk- oder endet mit -tk). [kat] dagegen wäre eine im Deutschen mögliche Lautkombination, es ist aber eine nicht realisierte, also mit Bedeutung »gefüllte« Lautkombination, es gibt kein solches Wort im Deutschen.

Doppelte Artikulation

Was ich soeben skizziert habe, nennt man gemeinhin »Artikulation«. Das Prinzip der Artikulation oder – mit dem deutschen Ausdruck – Gliederung ist aber ein über die lautliche Artikulation hinausgehendes strukturelles Grundprinzip der Sprache. Es liegt nicht nur der Produktion der Laute zugrunde, sondern auch der Produktion der Bedeutungen. *Articulus* ist das Gelenk, das verschiedene Glieder miteinander verbindet. Traditionellerweise wurden die Konsonanten als die namengebenden »Gelenke« angesehen, die den – vokalischen – Lautstrom zerteilen und verbinden. Die ausströmende Atemluft durch eine Gliederung in unterscheidbare Bewegungen zum Aufbau bedeutungstragender Lautsequenzen zu nutzen, ist die geniale »Erfindung« der menschlichen Primaten. Durch die minimalen Handlungs-Schemata der Phoneme können nun aber höherrangige Handlungs-Schemata aufgebaut und mit »Bedeutung« verbunden werden: Wörter und Morpheme. Gerade diese semantische »Aufladung« der Lautkombinationen ist ja der Zweck dieser komplexen Teilhandlungen, in ihr realisiert sich die Gliederung des »Denkbaren« (der Welt) in geistige, konzeptuelle, inhaltliche Einheiten. Diese lautlich-konzeptuellen Größen können nun ihrerseits weiterhin zu noch größeren Einheiten – Äußerungen – verbunden werden, wobei diese Kombinationen – jedenfalls bis zur Satzebene – ebenfalls wieder regelhaft festgelegt sind. Allerdings sind diese Regeln so, dass sie einen unendlichen Raum freier Gestaltung eröffnen: Die Kombinationen können sich nämlich jeder Situation frei anpassen und damit auch frei neue Gedanken schaffen. So sind, um diese Dialektik von Regelmäßigkeit und Freiheit anzudeuten, die Wörter und Morpheme *über, all, -en, Gipfel, -n, ist, Ruhe* als Handlungsschemata mit bestimmten Bedeutungen in der deutschen Sprache festgelegt. Ebenso ist festgelegt, dass die Präposition *über*

im Deutschen den Dativ regiert (wenn es nicht um eine Bewegung geht) und dass im Deutschen das Verb an der zweiten Stelle im Satz steht. Sehr vieles ist also in der Verbindung morphematischer sprachlicher Einheiten schon regelhaft (als Schemata) vorgegeben. Dennoch war die Sequenz »Über allen Gipfeln ist Ruh« eine bis zum Zeitpunkt ihrer Formulierung inexistenten und völlig neue Kombination von Lauten, Wörtern, Morphemen, Bedeutungen. Die sprachliche Gliederung ermöglicht also gerade die Produktion von Neuem und Unerhörtem, nicht nur die »Aufführung« oder Realisierung eines vorgängigen Handlungstyps. Natürlich werden hier z. B. die Schemata *über* oder *Ruh* auch »aufgeführt«, also als solche konkret in der Rede realisiert, aber die Kombination solcher Schemata ermöglicht eben gleichzeitig den Aufbau von etwas völlig Neuem: dem Goetheschen Vers. Die ungeheure Produktivität des menschlichen Geistes entfaltet sich durch die lautlich gliederte Struktur der Sprache.

Wilhelm von Humboldt schreibt in seiner großen Rede über die Buchstabenschrift von 1824, die eine Rede über die Artikulation und das artikulatorische Wesen der Sprache ist:

Die Gliederung ist aber gerade das Wesen der Sprache; es ist nichts in ihr, das nicht Theil und Ganzes seyn könnte, die Wirkung ihres beständigen Geschäfts beruht auf der Leichtigkeit, Genauigkeit und Uebereinstimmung ihrer Trennungen und Zusammensetzungen. Der Begriff der Gliederung ist ihre logische Function, so wie die des Denkens selbst. (Humboldt 1903–36, V, 122)

Gliederung/Artikulation ist auch die Funktion des Denkens. Denn das Denken ist: Unterschiede in der Welt machen und das Unterschiedene wieder neu kombinieren: Trennung und Zusammensetzung. Die lautliche Artikulation, Trennung und Zusammensetzung vokaler Bewegungen, folgt demselben strukturellen Prinzip wie das Denken der Welt, die semantische Artikulation der Welt, deren Potential sie ins Unendliche steigert.

Mit ihren Lautkombinationen »gliedert« eine Sprache die Welt in alle möglichen Inhalte: Eine Sprache »wortet« die Welt, d. h. sie deckt gleichsam unendlich viele mögliche Denk-Inhalte – Gegenstände, Lebewesen, Gefühlszustände, Pflanzen, Farben, Handlungen, Relationen, Verwandtschaftsverhältnisse etc. – mit ihren Wörtern (Lexemen) ab, und sie erfindet weitere Einheiten, um diese zu Äußerungen zu kombinieren (grammatische Morpheme). Die Sprache ist also »doppelt« artikuliert:

phonetisch und semantisch. Deswegen erstreckt, wie Humboldt schreibt, »der Begriff der Gliederung sich über ihr ganzes Gebiet, auch wo nicht bloss von Tönen die Rede ist« (Humboldt 1903–36, V, 116), sie erstreckt sich eben auch auf die Gliederung der Bedeutung.

Mit ihren komplizierten Bewegungsabläufen, mit den Kombinationen dieser Bewegungen zum Aufbau von Wörtern und Morphemen, mit der Aufladung der Wörter und Morpheme mit Bedeutungen und der Verbindung dieser zu Sätzen und Äußerungen ermöglicht die lautliche Artikulation ein semantisch-kognitives Artikulationsgeschehen, mit dem der Mensch in unendlicher Produktivität dem anderen Menschen etwas über die Welt sagen kann. Erst darin entfaltet sich der menschliche »Geist« (oder wie immer man das nennen will) in seiner ganzen Schöpferkraft. Genau diese Produktivität manifestiert und entfaltet sich im Oralen.

Zeigen, Pantomime, Artikulation

Aber der Mensch produziert ja nicht nur orale, vokale Zeichen (*vox*), er kommuniziert mit einer Vielzahl anderer Handlungen (*actus*), mit Gebärden und mit Bildern. Das Visuelle konkurriert (auch im Sinne von »läuft mit«) mit der oralen Sprache. Der Mensch spricht niemals nur mit dem Mund. Orale und visuelle Semiosen stehen in innigster Beziehung zueinander. Daher haben nicht nur in letzter Zeit die Forschungen zu den Beziehungen von Sprache und Gebärde einen bedeutenden Aufschwung genommen (vgl. z. B. Kendon 2004), auch in den Überlegungen zur Evolution der Sprache werden diese Beziehungen wieder ganz zentral diskutiert.² Es geht dabei natürlich immer auch um die Frage, die ich mit meinem Eingangssatz schon so kühn beantwortet habe, nämlich was denn nun den Menschen als Menschen konstituiert, ob das Orale die ausgezeichnete Stellung hat, die ich ihm hier zugeschrieben habe.

Die orale Artikulation ist, darin sind sich die Theorien der Sprach-Entstehung einig, die evolutionär modernste Technik menschlicher Kommunikation und Kognition. Der Leipziger Primatologe Michael Tomasello, der derzeit das plausibelste Szenario für die Entwicklung menschlicher Sprache entworfen hat (Tomasello 2008), nimmt an, dass menschliche Kommunikation zuerst durch das Zeigen (*pointing*) auf die Welt und durch die gestische Imitation (*pantomiming*) der Welt, durch *Deixis* und

Mimesis in Gebärden, realisiert wird, nicht durch ein lautlich-orales Geschehen, das erst später diese Funktion übernimmt. Die Evolution der Sprache geht von der Handlung (*actus*) zur Stimme (*vox*), von der Hand in den Mund.

Die pantomimische Nachahmung muss dabei »semantische« Einheiten schaffen, also wiedererkennbare Bewegungsabläufe, die Gegenstände, Klassen von Gegenständen, Eigenschaften, Handlungen, Raumverhältnisse etc., also konzeptuelle Größen, »Bedeutungen«, an die Gebärden binden. Diese Einheiten sind »einfache Artikulationen«, »Gliederungen« der Welt, die *als ganze* auf ihre Bedeutungen verweisen. Sie sind nicht wie die Wörter der Lautsprache aus unterscheidbaren materiellen Teil-Handlungen aufgebaut, also etwa aus – den Phonemen entsprechenden – »Schememen« (von gr. *Schema*, »Gebärde«). Der ausgestreckte Arm mit dem ausgestreckten Finger verweist *insgesamt* auf den Stein. Eine die Rundung des Steins imitierende Halbkreis-Bewegung der beiden Hände »tanzt« insgesamt den Stein. Diese Gebärden sind in doppelter Hinsicht »Gesamthandlungen«, d.h. sie sind erstens nicht in minimale Teilhandlungen gegliedert, die dann neu kombiniert werden, und zweitens sind sie, verglichen mit sprachlichen Handlungen, keine Wörter oder Morpheme, also Teilhandlungs-Schemata, sondern entsprechen – hierarchisch höher – ganzen Äußerungen, also etwa Äußerungen wie »Dort ist ein Stein« oder »Wo ist der Stein?«. Diese menschlichen Gebärden haben durch den Bezug auf die Welt, durch die Eröffnung einer semantischen, auf die Objektivität gerichteten Dimension eine wesentliche Funktion menschlicher Sprache: Karl Bühler (1934) nennt sie »Darstellung«. Tomasello zeigt überzeugend, dass diese Funktion den Kommunikationsformen unserer klugen Primaten-Verwandten abgeht.

Dennoch sind die semantischen Gebärden noch weit von Sprache entfernt. Denn das Wunder der Lautsprache ist gerade, dass sie den Aufbau der materiellen Zeichnungen gliedert, also in kleine unterscheidbare Bewegungen aufteilt und zu höherrangigen, schon semantisch gefüllten Handlungsschemata (Wörtern, Morphemen) kombiniert und damit die unendliche Vielfalt freier sprachlicher Handlungen ermöglicht, dass sie also die von jener ersten gestischen Semiose eröffnete »Darstellung« ins Unendliche potenziert. Und genau dieses Wunder der doppelten Artikulation hat sich eben im Oralen, im vokal-auditiven System, ereignet, nicht im Visuellen.

Im Visuellen ist die Buchstabenschrift ein Versuch, die phonematische Gliederung der Sprache abzubilden, sie ist eindeutig post-phonetisch, post-sprachlich. Sie ist keine eigene, lautsprachen-unabhängige visuelle Strukturierung des Symbolischen. Sogenannte »ideografische« Schriften sind Versuche der Abbildung der ersten, konzeptuellen Gliederung, also der Wörter, sie sind eigentlich »logo-grafisch«, »wort-schreibend«, d.h. ebenfalls post-sprachlich. Es gibt, soweit ich sehe, in der Evolution der menschlichen Semiose keine der phonetischen Artikulation vergleichbare Strukturierung des Visuellen, also etwa den Versuch, Arm- oder Hand-Gebärden in kleinere, wiederholbare, kombinierbare Teilbewegungen zu schematisieren, so wie die Phonationsorgane die Bewegung in Phoneme gliedern, und diese »Schememe« dann – wie bei den Phonemen beschrieben – zu höheren semantischen Einheiten zu kombinieren, nach dem genialen phonematischen System, das die unendliche Produktivität sprachlicher Äußerungen entfaltet. Die Gebärdensprachen der Gehörlosen, in denen solche schemematischen Artikulationen durchaus vorkommen, sind keine visuellen Vorgängerinnen der Lautsprache, sondern »Schwestern« derselben, die eine eindeutig post-phonetische gestuelle Artikulation mit holophrastischen Gebärden verbinden.

Überlegungen zur Evolution der oralen Symbolisierung

Wie sich die typisch menschliche orale Form der Kommunikation und Kognition mit der skizzierten phonematischen und semantischen Doppel-Struktur in der Evolution ausbildet, muss natürlich eine der Hauptfragen der Überlegungen zur Sprachentstehung sein. In einem Großteil der neueren Forschungen zur Evolution der Sprache³ hat man zunächst ziemlich ausschließlich die Entwicklung der Phonation zur menschlich strukturierten Lautsprache im Blick gehabt.⁴ Die Geschichte oraler menschlicher Sprache berücksichtigte etwa Entwicklungen wie den aufrechten Gang, die Vergrößerung des Gehirnvolumens, die Lateralisierung des Gehirns, die Entwicklung und Absenkung des Kehlkopfs, das FOXP2-Gen etc. Andere Forscher – entsprechend ihrer völlig anderen Auffassung von Sprache – haben nach evolutionären Vorformen des Prinzips der »Rekursivität« gesucht, die Noam Chomsky für das entscheidende und definitorische Kriterium menschlicher Sprache hält,

aber bisher noch nichts gefunden. Chomsky selbst glaubt ja eigentlich auch nicht, dass es irgendwo bei unseren biologischen Vorfahren eine Vorform von Rekursivität gibt, und ist von einem evolutionären Sprung bei den menschlichen Primaten überzeugt.⁵ Weil es sich bei der Rekursivität um eine – angeborene – syntaktische Eigenschaft handelt, deren materielle Realisierung völlig irrelevant ist, brauchen evolutionäre Szenarien im Rahmen einer Chomskyschen Sprachtheorie prinzipiell die materiellen Erscheinungsweisen von Sprache – Laut oder Gebärde – nicht zu berücksichtigen. Bei den Forschern allerdings, die die materielle Erscheinungsform der Sprache für essentiell halten, ist natürlich die Evolution der vokalen Sprache zentral. Hier spielen Forschungen zu den Primaten eine zentrale Rolle. Die Beobachtung der Lautproduktionen von Affen bringt aufregende Erkenntnisse an den Tag. Es scheint aber so, dass man dabei immer wieder auf einen evolutionären Abgrund trifft: Es geht nicht recht weiter von den Lauten unserer nächsten Verwandten zur Menschensprache. Auch hat natürlich kein einziger Affe menschliche Lautsprache gelernt (die armen Tiere sind ja jahrzehntelang mit diesem absurden Projekt gequält worden). Offensichtlich sind auch deswegen die *Gebärden* der Primaten ins Blickfeld geraten. Damit wird die Sprach-Evolution in eine Betrachtung des Zusammenhangs von gestisch-visueller und stimmlich-hörender Zeichen-Produktion überführt. Das Szenario der Evolution menschlicher Sprache von Tomasello sucht nicht mehr nach Vorformen menschlicher Sprach-Laute bei den nicht-menschlichen Primaten-Lauten, sondern denkt einen Übergang von primären Gebärden zur Lautsprache.

Nach Tomasello zeigen nur Menschen in kommunikativer Absicht auf die Welt, und nur Menschen stellen die Welt pantomimisch dar und unterscheiden sich mit dieser »semantischen« Orientierung auf die Welt grundsätzlich von den anderen Primaten: Gestische Deixis und Mimesis sind die Grundbewegungen menschlicher Kommunikation und Symbolisierung. Das phonetisch-auditive System übernimmt diese Funktionen erst später. Die Evolution der Sprache geht von der Handlung (*actus*) zur Stimme (*vox*), von der Hand in den Mund.

Nun fragt es sich natürlich, wie es denn kommt, dass nach dem visuellen System das oral-auditive System die Funktion des Zeigens und des (mimetischen) Bezeichnens der objektiven Welt übernimmt. Und es fragt sich zweitens, wie dann das oral-auditive System die skizzierte

artikulatorische Struktur entwickelt, die man im engeren Sinne »menschliche Sprache« nennen muss und die ja erst die im Zeigen und Gebärden (Tanzen) der Welt angelegten kognitiven Potenzen voll entfaltet.

Der Übergang: Wie das Orale die Funktion des Zeigens und Abbildens, des Semantischen, übernimmt, ist bei Tomasello nicht besonders überzeugend dargelegt. Das Orale ist nach Tomasello bei den Primaten auf den Ausdruck der Emotionen spezialisiert und deutet damit auf das Innere. Ein Grund dafür, dass es nun auch die Funktion des Deutens auf die Welt übernimmt, ist eher angedeutet als ausgeführt: der Vorteil, dass das Lautliche »more public« sei (Tomasello 2008, 231) als die sichtbare Gebärde, dass es also nicht nur an ein anderes Individuum, sondern an einen größeren Kreis von Artgenossen gerichtet ist. Der »switch to the vocal modality« (Tomasello 2008, 226) ist aber doch mehr als bloß ein medialer oder »modaler« Übergang. Die Übernahme der semantischen Funktion durch das vokal-auditive System ist eine ziemlich radikale Wende der ursprünglichen Funktion der Stimme, wenn diese die Bezeichnung des Inneren, des seelischen Geschehens ist, bzw. wenn das stimmliche Geschehen einfach Teil des emotionalen Geschehens ist – eine dramatische Richtungsänderung: Die Stimme verweist sprechend nicht mehr nach innen, sondern nach außen wie vorher die Hand und die Körper-Gebärden. Wieso tut sie das?

Ansätze für eine solche »objektive Semantisierung« von Primaten-Lauten wurden in der Forschung bei den verschiedenen Warnschreien der Grünen Meerkatzen angesichts von Leopard, Schlange und Adler vermutet. Doch sind diese Schreie wirklich Anfänge von phonetiko-semantischen »Konzeptualisierungen«? Julia Fischer ist sehr vorsichtig in dieser Hinsicht (2012, 198f.). Es scheint eher, dass die verschiedenen Schreie »mach dich nach oben!« (Leopard), »mach dich nach unten!« (Adler), »richte dich auf!« (Schlange) bedeuten, also nach wie vor affektiv-appellative Ereignisse sind, natürlich ausgelöst von verschiedenen Wahrnehmungen in der Welt.

Könnte die Lösung des Geheimnisses des Übergangs vielleicht in der Annahme liegen, dass die beiden modalen Systeme gar nicht so spezialisiert sind, wie das von Tomasello angenommen wird? Das zum Weltbezug genutzte visuell-gestische System ist ja seinerseits mitnichten nur auf die »objektive« Bezeichnung spezialisiert. Sichtbare Bewegungen des Körpers sind natürlich auch

immer noch Ausdruck von Emotionen: Der ganze Körper zittert vor Angst, die Arme werden zu liebevoller Umarmung oder zur hasserfüllten Abwehr genutzt, die Mimik des Gesichts dient sowieso dem Ausdruck von Gefühlen. Umgekehrt kann sich der primär affektiv-appellative phonische Bewegungsapparat des Mundes nicht der Ausrichtung des Körpers auf die Welt entziehen, wenn die Hand auf die Welt zeigt oder wenn die Gebärde das Objekt imitiert. Auch der Mund und die Zunge richten sich auf die Welt, wenn die Hand deiktisch und mimetisch tätig wird. Vor allem muss daran erinnert werden, dass der Mund als Instrument der Nahrungsaufnahme ja durchaus primär auf die Welt, auf den Nahrungs-Gegenstand nämlich, gerichtet ist. Zwar befreit, wie Le roi-Gourhan (1964/65) es so eindringlich beschrieben hat, der aufrechte Gang die vorderen Gliedmaßen von der Lokomotion, so dass sie zur Prehension – und zum Zeigen auf die Welt – genutzt werden können. Und der aufrechte Gang befreit die *face*, also das Orale, von der Prehension der Nahrung, so dass sie zur Symbolisierung genutzt werden kann. Aber die *face* ist eben doch ursprünglich ein System der Prehension, ja eigentlich sogar – gegenüber der Hand – das ursprünglichere System der Ergreifung. Warum sollte sie die Prehension im Symbolisieren nicht weiterbetreiben?

Der »Übergang« vom Gestisch-Visuellen zum Phonetisch-Auditiven könnte also gar keine dramatische Wende des Phonetischen von innen nach außen, von der Emotion zur Kognition sein, sondern nur eine Gewichtsverlagerung bei den affektiven und kognitiv-semantischen Funktionen, die *beide* modale Systeme, wenn auch vielleicht in verschiedenem Maße, haben. Der Mensch wird sozusagen insgesamt, mit seinem ganzen Körper, »semantischer«. Die Hand ist zunächst ein besser geeigneter Körperteil für die deiktisch-kognitive Funktion als die *face*, weil sie nach der Aufrichtung vor allem mit dem Ergreifen von Welt beschäftigt ist. Das Orale richtete sich aber schon vor der Aufrichtung, in seiner alimentären Funktion, als das ältere prehensive System – Zunge und Zähne – auf die Welt. Nach der Aufrichtung und der Befreiung von der Prehension muss das Orale in der Symbolisierung sozusagen nur noch sein zweites Moment, die Stimme, auf die Welt wenden. Die *face* übernimmt bei der semantischen Funktion jedoch erst die Führung, wenn sie das strukturelle Prinzip entwickelt hat, das ihr eine unendliche Welt-Bemächtigung erlaubt: das Prinzip der phonematischen Artikulation.

Entwicklung der Artikulation: Die Evolution der phonematischen Struktur der Lautsprache wird von Tomasello fast überhaupt nicht berücksichtigt, jedenfalls wird sie nicht in ihrer fundamentalen Bedeutung für den vollen Ausbau menschlicher Sprache reflektiert. Es gibt einen kurzen Hinweis auf das Artikulationsgen FOXP2, das »came to fixation 150. 000 years ago« (Tomasello 2008, 235), weil »good articulators« damals einen Wettbewerbsvorteil hatten (236). Welchen? Offensichtlich war es der, dass die technische Entwicklung, Erfindung, Schaffung der lautlichen Artikulation mit den eingangs dargestellten strukturellen Zügen gerade jenen kognitiven Bezug auf die Welt ermöglicht, der die gestuellen Möglichkeiten weit übersteigt. Die »good articulators« waren einfach gescheiter.

Offensichtlich basiert die Artikulation auf jenem Gen, das den schönen Namen FOXP2 trägt. Das haben Menschen z. B. mit bestimmten Vögeln gemeinsam, die ebenfalls den Laut »gliedern«. Anscheinend nutzt hier der menschliche Primat eine genetische Anlage, die er dann zu den genannten semantischen Zwecken ausnutzt und weiterentwickelt. Aber das sagt natürlich noch nichts darüber aus, wieso dieses Gen beim Menschen dann die geschilderte revolutionäre Ausprägung hat, wieso es gerade zu diesem Zeitpunkt geschieht und welche Vorformen in der Evolution auf die orale Artikulation hindeuten. Julia Fischer hat bei Pavianen eine Rhythmisierung der Lautproduktion beschrieben. Paviane produzieren Laute, *wahoo*, die deutlich aus zwei Silben bestehen und damit eine Gliederung des Schreis enthalten (Fischer 2012, 174f.). Verweisen solche »Artikulationen« schon auf menschliche Artikulation?

Natürlich haben die verschiedensten naturwissenschaftlichen Forschungen zahlreiche wichtige Bausteine zur Errichtung eines oder mehrerer plausibler Szenarien für die Evolution der Sprache geliefert. Dennoch lassen uns alle diese »Erklärungen« letztlich unbefriedigt. Wir finden »Vorformen« menschlicher Kommunikation und Kognition bei unseren Verwandten, den Primaten. Affen produzieren Laute, die Bedeutung haben, auf jeden Fall haben sie emotionale »Bedeutungen«: »verschwinde jetzt«, »ich liebe dich«, »es tut mir weh«. Vielleicht haben sie auch, wie die Schreie der Meerkatzen, andeutungsweise konzeptuelle, objektive Bedeutungen: »Schlange«, »Adler«, »Leopard«, sind also Anfänge der sogenannten ersten Gliederung, der Artikulation der Welt in Bedeutungen. Auch sind die Schreie ansatzweise phonetisch

artikuliert, in unterscheidbare Lautsequenzen strukturiert. Aber diese Lautäußerungen bleiben eben doch Schreie, also weitgehend unartikuliert und weitgehend emotional. Keiner unserer Verwandten hat das Orale so zum hauptsächlichsten Kommunikations- und Kognitions-Modus ausgebaut wie der Mensch. Keiner hat die Stimme auf die eingangs beschriebene Weise »artikuliert«, und keiner hat die damit möglichen Trennungen und Zusammensetzungen zu kognitiven Vorgängen so entfaltet wie der Mensch. Eine winzige – wie gesagt, einfache und komplexe – technische »Erfindung« der Hominiden begründet eine folgenreiche Differenz. Auch wenn wir fast alles mit unseren nächsten biologischen Verwandten gemeinsam haben – Julia Fischers wunderbares Buch über die »Affengesellschaft« macht dies auf eine eindringliche und berührende Weise klar –, es klafft durch diese kleine Neuerung eben auch eine riesige Kluft zwischen den anderen Primaten und den Menschen. Und diese ist mit all den großartigen Erkenntnissen aus Biologie, Genetik, Neurologie, Primatologie etc. und den aus ihnen komponierten Szenarien wissenschaftlich noch nicht zufriedenstellend überbrückt worden. Machen wir uns nichts vor: ignoramus et ignorabimus.

Vom actus zur vox, vom Schrei zum Wort

Daher seien abschließend zwei Szenarien aus dem 18. Jahrhundert kurz dargestellt, ehrwürdige Antiquitäten, die versuchen, den doppelten Übergang zum Orale, der uns hier interessiert, den Übergang von der Gebärde zur Stimme und den Übergang vom Schrei zum Wort, zu »erklären«. Sie »erklären« natürlich noch weniger als die modernen Szenarien, sie verfügen ja noch nicht über die Einsichten der letzten zwei Jahrhunderte. Sie haben keinen Primatenzoo, sie kennen keine paläologischen Funde, sie wissen nichts über die genetischen Zusammenhänge zwischen Affen und Menschen, sie haben keine Einblicke in das Funktionieren von Gehirnen, Chomskys Rekursivität ist ihnen verborgen geblieben. Aber sie versuchen dennoch, im Grunde ausgehend von plausiblen Alltagsbeobachtungen und vom Lesen von Büchern über fremde und frühe Kulturen, den Zusammenhang von Gebärde und Laut evolutionär zu denken, und kommen dabei zu ganz überraschend modernen Einsichten.

Die *Scienza Nuova* (1744), in der Giambattista Vico die Philosophie der Erkenntnis auf die Kultur (statt auf die Natur) gründet, skizziert gleichzeitig eine Geschichte der Menschheit, die sich in Semiosen und sozialen Organisationen von einer Urzeit bis in die moderne Zeit entwickelt. In seinen Zeichen und Politiken schafft der Mensch sich seine Welt, den *mondo civile*, die er, weil er sie selbst geschaffen hat, auch wissenschaftlich verstehen kann. Vico entwirft eine Geschichte menschlicher Zeichen, er hat aber noch keine adäquaten Termini für das, was er beschreibt. So spricht er von »Sprache«, wo er eigentlich auch bedeutungsvolle Objekte, Gebärden, Hieroglyphen, Zeichnungen meint. Er kennt drei in der Geschichte der Menschheit aufeinanderfolgende »Sprachen«. Die erste – göttliche – Sprache sei eine Sprache aus »Körpern, Handlungen, Gebärden«, *corpi, atti, cenni*. Die zweite – heroische – Sprache bestehe aus »Ähnlichkeiten, Bildern«, *somiglianze, immagini*, die dritte – menschliche – schließlich aus »Stimmen«, *voci*. Bei dieser Aufzählung bestehen die ersten beiden »Sprachen« aus sichtbaren Gegenständen, Bewegungen, Zeichnungen, sie sind visuelle Semiosen. Vico fasst das in dem Satz zusammen, dass die Völker zunächst »schreibend gesprochen hätten«: *prima parlarono scrivendo*. »Schreiben« bezeichnet hier die Visualität der betreffenden »Sprache«. Die Beispiele Vicos sind eindeutig: Zunächst handelt es sich um Gegenstände (*corpi*) der Welt selbst, auf die gezeigt wird und die mit einer Bedeutung »animiert« werden. Dann bildet der Körper des Menschen die Welt ab, so »tanzt« der Körper etwa durch bestimmte Gebärden (*atti*) die Bedeutungen. Erst in der dritten »Sprache« erscheinen die »Stimmen«, *voci*. Die hauptsächlichste Semiose geht also erst im dritten Zeitalter an das vokal-auditive System über. Erst in der dritten Epoche der Menschheitsgeschichte erscheint die Sprache im engeren Sinn. Es scheint also, als finde hier wie bei Tomasello ein medialer Übergang vom Visuellen-Bildhaften ins Phonetische statt. Wenn man allerdings Vicos sematogenetische Geschichte näher betrachtet, stellt sich heraus, dass es gar keinen Übergang vom Visuellen ins Phonetische gibt, sondern nur eine Gewichtsverlagerung. Das Phonetische ist nämlich von Anfang an dabei: »nacquero esse gemelle e caminarono del pari, in tutte e tre le loro spezie, le scritte con le lingue« (Vico 1990, 33), »die Schriften und die Sprachen kommen als Zwillinge auf die Welt und entwickeln sich parallel in allen ihren drei Arten«, präzisiert Vico.

»Die Schriften« sind die visuellen Semiosen, die »Sprachen« die phonetischen. Und sie entstehen gemeinsam, nur ist am Anfang der visuelle Zwilling dominanter und wichtiger als der phonetische. Der Mensch äußert sich aber gleichzeitig mit der Gebärde, dem *actus*, auch mit der Stimme, *vox*. Diese manifestiert sich zwar zunächst als *grido* oder *canto*, als Schrei oder Gesang, also als unartikulierte Lautproduktion, deren Funktion es ist, die Emotionen nach außen zu bringen. Der Druck der Emotionen verlangt nach Entlastung: *sfogare le passioni*, »die Leidenschaften hinauslassen«. Insofern spricht Vico – parallel zum »schreibenden Sprechen« – auch davon, dass die Menschen zunächst singend sprachen, *parlan essi cantando*. Aber die Stimme hat eben auch von Anfang an – wie der *actus* – eine objektiv-semantische Funktion: Auch die Stimme imitiert die tönende Welt. Das erste »Wort« ist ein den Donner nachahmender Schrei: *IOUS*. Dieser wird dann später das Wort für den Großen Gott *Iovis*, wie auch für die Große Ur-Institution *Ius*, das Recht. Der Laut stellt von Anfang an die Welt dar. Auch der Laut zeigt auf die Welt (*deixis*) und ahmt sie nach (*mimesis*).

Was den zweiten Aspekt unserer Frage nach der Oralität angeht, die Entstehung der Artikulation, so ist bei Vico der mimetische Schrei oder Gesang des Anfangs noch unartikuliert, er ist noch »wild«. Vico imaginiert einen Prozess der Akkulturation der Stimme: Die »wilden« Lautorgane werden einem Zähmungs- und Kultivierungsprozess unterworfen, an dessen Ende dann die Wörter der Lautsprache, die *voci*, stehen. Vico hat aber noch keine genaue Vorstellung von phonematischer Artikulation. Was ihn mehr interessiert als die Evolution der phonematischen Struktur, ist die Tatsache, dass die Lautproduktion immer weniger mimetisch wird, immer arbiträrer. Das ist im Übrigen gerade eine Konsequenz phonematischer Artikulation, die Vico nicht erkennt und auf die wir hier nicht eingegangen sind. Der Verlust der Ikonizität erzeugt den Schein, die Wörter seien »willkürlich«, *a placito*. Dies ist aber nach Vico nicht der Fall: Die Lautsprache geht auf mimetische Lautgebilde zurück, und unter jedem noch so »arbiträren« Wort liegt letztlich ein Laut-Bild.

Dass das Orale, die Lautsprache, sich nicht einer modalen Wende vom Visuellen zum Phonetischen in der Menschheitsgeschichte verdankt, sondern nur einer semiotischen Gewichtsverlagerung, ist der Gedanke, der mir hier wichtig ist: Die menschlichen Semiosen entwickeln sich parallel, als Zwillinge. Der visuelle Zwilling ist

zunächst der stärkere, dann aber nimmt der Laut überhand, so dass die Moderne durch die Lautsprache geprägt ist. Vico nennt auch erst die Sprache der »Stimmen« *voci*, d. h. der tönenden Wörter die *lingua umana*, die menschliche Sprache. Die Lautsprache ist damit zwar das modernste semiotische System, sie gehört zum »menschlichen« Zeitalter – und nicht zu dem der »Götter« und »Herosen«. Sie ist aber eingebettet in die menschlichen Semiosen überhaupt. Sofern sie als Zwilling der »Schrift« entsteht, verliert sie niemals den »brüderlichen« Kontakt zu den visuellen Semiosen und teilt deren hauptsächlich strukturelle Eigenschaft: ihre Ikonizität (*mimesis*). Sprache und Bild gehören aufs engste zusammen.

Auch der französische Philosoph Condillac reflektiert die Beziehung von Gebärde und Stimme am Ursprung der Sprache. Sein *Essai sur l'origine des connaissances humaines* (1746) ist eine Antwort auf Lockes *Essay Concerning Human Understanding* (1690) (auf den ja auch Leibniz' *Nouveaux Essais* Wort für Wort antworten). Er beantwortet und korrigiert Lockes *Essay* mit einer Geschichte der menschlichen »Sprache«, die auch hier eigentlich Semiose im weiteren Sinne ist. Locke hatte die enge Beziehung zwischen Sprache und Denken festgestellt und über die Unklarheit der menschlichen Sprache geklagt, die das Denken behindere, so dass sie – zumindest für das philosophische Denken – reformiert werden müsse. Condillac geht nun – immer noch mit demselben urphilosophischen Ziel der Klärung unserer Ideen, »how to make our ideas clear« (wie Peirce das später formulierten wird) – tiefer, indem er in einer Weltgeschichte des menschlichen Denkens die Rolle der Zeichen im Denkprozess rekonstruiert. Er will wissen, wieso die menschliche Sprache so (schlecht) ist, wie sie ist, und deswegen erzählt er ihre Geschichte.

Bei Condillac entsteht die menschliche »Sprache« zwar aus einem anderen Motiv als bei Vico: bei Condillac geht es um gegenseitige Hilfeleistung (Karl Bühler: Kundgabe und Appell), bei Vico ganz entschieden um das Denken (Bühler: Darstellung), aber letztlich will auch Condillac auf die kognitive Leistung von Sprache hinaus. Hinsichtlich der Frage, die uns hier interessiert, dem Verhältnis des Oralen zum Gestischen, entsteht Sprache als *Zusammenspiel* von Schrei und Gebärde: *cri* und *action*. Der Schrei, der ein *cri des passions* ist, ein »Schrei der Leidenschaften« (Hunger, Durst), »Empfindungsgeschrei«, wie Herder übersetzt, begleitet eine Gebärde, *action*. In dieser doppelten semiotischen Ur-Bewegung

ist die Gebärde auf das »Objekt« gerichtet, während die begleitende Stimme als Ausdruck des Begehrens gleichzeitig nach innen, aufs Subjekt und dessen »Bedürfnis« (*besoin*) weist. Zwar finden wir auch hier wieder die traditionelle Konstellation wie bei Tomasello: Gebärde → Objekt, Stimme → Subjekt (Emotion), aber beide sind eben *gleichzeitig* an einer gesamtkörperlichen semiotischen Handlung beteiligt. Auch der Kommunikationspartner nimmt beides gleichzeitig wahr: das Begehren (*besoin*) des Zeichenmachenden und das Zeigen auf das Objekt des Begehrens. Im Sinne meiner Vermutung, dass Stimme und *action* funktional nicht scharf zu trennen sind, dass es also eine gesamt somatische Bezugnahme auf die Welt gibt, richtet sich auch der Schrei auf das Objekt. Die semantische Ausrichtung der Gebärde, die Richtung auf die Welt, übernehmen Zunge und Stimme bei Condillac daher ganz selbstverständlich: Im Fortgang seiner Geschichte geht es gerade um die weitere Entfaltung der kognitiven Funktion des Oralen.

Die strukturelle Entwicklung des Oralen, die Erfindung der Artikulation, wird wie bei Vico als Zähmung »wilder«, rauher, harter Organe beschrieben, wobei auch bei Condillac keine genaue Vorstellung von den strukturellen Zügen der Artikulation zu finden ist. Die gestuellen und phonetischen Semiosen trennen sich nach der synthetischen Ur-Szene und entwickeln sich unabhängig voneinander, begegnen sich aber auch immer wieder in den Künsten. Am Ende der Zähmung des Schreis steht die Lautsprache. In der Schrift treffen Stimme und Gebärde wieder aufeinander.

Die historischen Hinweise auf Vico und Condillac wollten zeigen, dass auch schon vor zweihundertfünfzig Jahren über das evolutionäre Verhältnis der oralen Sprache zum Gestuellen auf eine tiefe Art und Weise nachgedacht wurde. Anders als das moderne Szenario denken die beiden Philosophen aus dem 18. Jahrhundert aber eher einen gemeinsamen oder parallelen Ursprung und Entwicklung. Natürlich wissen wir heute mehr über die Evolution des menschlichen Wesens. Aber das Geheimnis bleibt doch ungelüftet, wie das Gestisch-Visuelle und das Orale bei der menschlichen Zeichenentwicklung zusammenwirken und wie das Orale, wenn man so sagen darf, die Oberhand gewinnt, wenn es in der phonematischen Artikulation jene Technik entwickelt, welche die unendliche Weltbemächtigung und damit auch die unendlich differenzierte soziale Wirksamkeit der Sprache ermöglicht.

ANMERKUNGEN

- 1 Der französische Theater-Dichter Valère Novarina protestiert eindringlich gegen diese Unterdrückung der Körperlichkeit der Sprache – »sans la langue, sans les dents«, ohne Zunge, ohne Zähne – in der modernen Kultur, wie Constanze Fröhlich gerade in ihrer Dissertation gezeigt hat (Fröhlich 2012, 112f.).
- 2 Ein unverzichtbarer Klassiker zu dieser Fragestellung bleibt Leroi-Gourhan 1964/65.
- 3 Einen Überblick gibt Trabant & Ward 2001. Das Feld entwickelte sich in den zehn Jahren seit dem Erscheinen dieses Bandes stürmisch, die Grundpositionen sind aber immer noch die hier dokumentierten.
- 4 Der prominenteste Vertreter dieser Forschungsrichtung ist sicher Philip Lieberman, der sich in vielen Büchern zu der Frage geäußert hat, vgl. z. B. Lieberman 1998.
- 5 In Hauser & Chomsky & Fitch (2002) hat er sich von seinen Mitautoren breitschlagen lassen, die Möglichkeit einer allmählichen Evolution von Rekursivität ins Auge zu fassen.

LITERATUR

- Bühler, Karl (1982), *Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache* (1934), Stuttgart.
- Condillac, Etienne Bonnot de (1973), *Essai sur l'origine des connaissances humaines* (1746), hg. v. Charles Porset, Auvers-sur-Oise.
- Fischer, Julia (2012), *Affengesellschaft*, Frankfurt am Main.
- Fröhlich, Constanze (2012), *Poetik der Fülle. Sprechen und Erinnern im Werk Valère Novarinas*, Diss. FU Berlin.
- Hauser, Marc D. & Chomsky, Noam & Fitch, W. Tecumseh (2002), »The Faculty of Language: What Is It, Who Has It, and How Did It Evolve«, in: *Science* 298, S. 1569–1579.
- Humboldt, Wilhelm von (1903–36), *Gesammelte Schriften*, 17 Bde., hg. v. Albert Leitzmann u. a., Berlin.
- Kendon, Adam (2004), *Gesture: Visible Action as Utterance*, Cambridge.
- Leroi-Gourhan, André (1964/65), *Le geste et la parole*, 2 Bde., Paris.
- Lieberman, Philip (1998), *Eve Spoke. Human Language and Human Evolution*, New York & London.
- Locke, John (1971/74), *An Essay Concerning Human Understanding* (1690), 2 Bde., hg. v. John W. Yolton, London & New York.
- Tomasello, Michael (2008), *Origins of Human Communication*, Cambridge & London.
- Trabant, Jürgen & Ward, Sean (Hg.) (2001), *New Essays on the Origin of Language*, Berlin & New York.
- Vico, Giambattista (1990), »Principi di scienza nuova d'intorno alla comune natura delle nazioni« (1744), in: *Opere*, 2 Bde., hg. v. Andrea Battistini, Milano.